

Max Peter Baumann

ZUSAMMENFASSUNG DER DISKUSSION "TRADITION IN MÜNDLICH
ÜBERLIEFERTER MUSIK" (FREIBURG, 23. 9. 1976)

Die Diskussion stand unter dem Gesichtspunkt: wie können historische Fragestellungen in mündlich überlieferten Kulturbereichen realisiert werden, und welches sind die Wechselbeziehungen zwischen konstanten und variablen Faktoren zu ihrer Geschichtlichkeit hin (Ahrens)?

Die Frage läßt sich vorerst in drei Schichten aufgliedern. (1.) Konstante und Variable können im Detail anhand desselben Liedes oder desselben Musikstückes, des gleichen Sängers oder Spielers zu verschiedenen Zeiten untersucht werden (i. e. interne Variantenbildung). (2.) Konstanten halten sich in musikalischen Formen solange **als** auch ihre sozialen Funktionen gleich bleiben (extern bedingte Variantenbildung). (3.) Konstanten sind im Sinne von natürlichen Anlagen zu erfassen (anthropologische Konstanten). Alle drei Schichten der Fragestellung sind in Wechselwirkung zur Geschichte hin zu betrachten (Reinhard). Das Aufzeigen von Konstanten im Abstand über mehrere Jahre hin, d. h. im Sinne von Doppeldokumentationen (Ahrens) oder Quellensequenzen (Brandl), bietet sich als Möglichkeiten an. Dabei muß aber das wissenschaftstheoretische Vorverständnis des vorangehenden Forschers jeweils mitreflektiert und mit dem eigenen Vorverständnis konfrontiert werden (Brandl). Immerhin steht hier als Postulat, daß für eine verbesserte Kommunikation und für einen besseren Informationsaustausch unter Musikethnologen zu sorgen ist, um das Material zu einzelnen Teilarbeiten in Untersuchungen von Veränderungsprozessen sichten zu können. Damit ergäbe sich eine Möglichkeit, im Vergleich individuelle, zeitlich gestufte oder auch überregionale Variablen als Ganzes zu betrachten (Reinhard).

Was die Quellensequenzen anbelangt, besteht allerdings ein grundsätzliches Problem. Es ist beinahe unmöglich, als zweiter an demselben Ort eine

gleiche Feldforschung noch einmal durchzuführen, da man sich dem Vorwurf eines Plagiatos kaum zu entziehen vermöchte (Schenker-Sonnenschmidt) und einer solchen Arbeit vom wissenschaftlichen Standpunkt her - insbesondere wenn es eine Dissertation sein soll - kaum mehr ein Wert beigemessen wird, da es doch "nur" eine Zweituntersuchung darstellt (Stiefl).

Generell stellt sich die Frage, welchen Wert und welche Aussagekraft man einer Variantenforschung beimessen kann, wenn es doch im Blick auf ein unerschöpfliches Material nur immer punktuelle Beispiele sind, aus denen nur induktive Schlüsse gezogen werden können. Es ist zu fragen, ob es angehen kann, aus diesem minimalen Material eine historische Konstante ableiten zu wollen (Schneider). - Die historische Fragestellung kann allerdings auch auf einen Personalstil, oder auf eine Musikerdynastie bezogen werden, d. h. sie kann durchaus in einem engeren Rahmen geschehen werden (Ahrens), oder sie erlaubt in der Untersuchung von einzelnen Dörfern, paradigmatisch die Phänomene als Konstanz und Wandel zu repräsentieren, aufgrund deren Ergebnisse schließlich überregionale Hypothesen aufgestellt werden können (Brandl). Diese Art von Forschungszielen ist als langfristige Fragestellung zu betrachten, indem erst die Summe aller und vieler Arbeiten sehr viel später tiefere Aussagen zulassen werden (Reinhard). Auch aufgrund von mnemotechnisch bedingten Konstanten wäre im Blick auf die variativ strukturierte Gedächtnisleistung womöglich historische Tiefe erfassbar. Wenn z. B. eine mnemonisch einprägsame Quart/Quint-Formel (wie die des Kuhreihens seit rund 400 Jahren) belegt ist, frägt sich auch hier, wie weit aus solchen Prädispositionen anthropologischer Art Dauer erwächst (Baumann). In der Tat ist es möglich, die Breite der Varianz bei zahlreichen Stücken festzustellen, sei dies nun eine Variabilität aus Vergessen, von der Schulbildung her oder von der individuellen Veränderung her gesehen (Kuckertz). Dabei stellt sich allerdings immer wieder die Frage, von welchem Augenblick an man etwas als Wandel oder noch als gleich geblieben definiert (Födermayr).

Das Phänomen Kultur, mit dem der Musikethnologe konfrontiert ist, muß als dynamischer Wandel verstanden werden, denn jeder Forscher kann in einer Region verschiedene Generationsstile feststellen, was ein Indiz dafür ist, daß wir es weniger mit Konstanten als mit dem Wandel schlechthin zu tun haben. Untersuchungen zu Generationsstilen sollten gefördert werden. So kann man etwa feststellen, wie die individuellen Gesänge eines Bereiches sowohl bei den alten als auch bei den jungen Sängern relativ stark variieren im Unterschied etwa zu den viel konstanteren und normgebundeneren Gruppengesängen. Darin ist eine direkt synchrone Betrachtung möglich, und gleichzeitig kann auch der Zusammenhang mit dem sozialen Wandel mitvollzogen werden (Simon). Problematisch bleibt zwar weiterhin, wie mit intentionalen Daten stilkritischer Typen diachronische Nachweise gelingen sollen, da letzten Endes wiederum Beweise fehlen (Schneider). - Aber zum Begriff der Geschichte ist doch auch anzuführen, daß Historie nicht nur dort ist, wo das Neue bewußt gemacht und gewollt wird, sondern ebenso gut da, wo Menschen glauben, Veränderung sei gegeben. Geschichte kann neben der Idee des chronologischen Ablaufens auch als Problem des Zeitbewußtseins definiert sein (Ahrens).

Was den Wandel anbelangt, kann dieser auch wiederum nur aufgrund konstanter Tradierung erklärt werden. Wenn ein spezielles Orchesterstück aus Bali z.B. drei bis viermal aufgezeichnet wurde, so wird mit dem Aufweisen der konstant gebliebenen Elemente und den Veränderungen dazu dieser Wandel aufgezeigt. Das Bewußtsein des Erzählers, resp. des Produzenten ist allerdings auch vorausgesetzt (Kuckertz). Wichtig ist es, bei jeder Untersuchung genau zu differenzieren zwischen Sender, Information und Empfänger um festzustellen, welche Ziele verfolgt worden: die Intention, das Produkt oder die Rezeption. In diesem Sinne ist es unmöglich, aufgrund von phänomenologischen Stiluntersuchungen in der Sicht des Europäers einen Rückschluß auf den Produzenten zu ziehen (Brandl).

Konstante und Variable sind vom Prinzip her nur als gestalttypologische Gebilde erfassbar, doch läßt sich aus ihnen keine Geschichte machen (Schneider). Sind wir überhaupt noch berechtigt, historische Fragestellungen zu haben, wenn einerseits - wie Ahrens und Reinhard feststellen - in den Untersuchungen die Rezipienten fast durchwegs fehlen, andernseits - wie Baumann es im Referat ausführte - die Zeitrealität in andern Kulturen nicht unbedingt eine historische ist. Beeicht nicht die Gefahr, daß mit dem historischen Denken das Denken anderer Leute zu recht über den einen Leisten geschlagen wird (Simon)? Grundsätzlich können wir nicht hinter unseren eigenen denkerischen Standpunkt zurück, doch wird es in erster Linie notwendig sein, vorerst alternative Denkwesen und Einstellungen im Verhältnis zur Zeit in anderen Kulturen zu begreifen und zu untersuchen, bevor man sich anschickt, sie geschichtlich zu beschreiben. In mündlich überlieferten Musikkulturen scheint es wichtiger zu sein, Geschichte als Geschichte von Erinnerungskulturen zu verstehen. Im übrigen scheint es wichtig, wieder einmal festzuhalten, daß aus der heutigen Sicht etwa Herodot und Tacitus schlechte Ethnographen waren, zu schlechte, um daraus eine Geschichte musikalischer Rekonstruktion zu betreiben. Die Chance der Musikethnologie von heute besteht aber darin, daß sie technisch soweit ausgerüstet ist, neuestes Quellenmaterial bereitzustellen, um weniger eine Geschichte als Rekonstruktion als vielmehr eine Geschichte als Konstruktion zu planen (Baumann). Tatsache bleibt, soweit es uns die Erfahrungen mit indischen Musikern lehren, daß die Erinnerung bestenfalls drei Generationen zurück reicht, in seltenen Fällen bis zu hundert Jahren. Aber in diesem verkürzten Rahmen ist es dennoch möglich, geschichtliche Prozesse und ihre Ursachen darzustellen, auch wenn bei den Informanten jegliches historisches Bewußtsein fehlt (Kuckertz). Als Schlußfolgerung bleibt das Postulat, jede Methodik einerseits der entsprechenden Kultur, andernseits dem eigenen Wissenschaftsverständnis anzupassen (Ahrens). Dies geschieht nicht zuletzt in der Überlegung, die eigenen Vorurteile der "Fremdkulturen" zu vergleichen und zu relativieren (Brandl).

Gleichzeitig muß aber die Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen vorange-
trieben werden, da auf die Frage, was bedeutet "Zeit" und "Zeitbewußtsein" in
anderen Kulturen, z. B. religionsphilosophische Aspekte von größter Wichtig-
keit sind, um das Musikschaffen überhaupt begreifen zu können (Schänker-
Sonnenschmidt). In allem kann aber darauf hingewiesen werden, daß die
Musikethnologie - analog auch dem naturwissenschaftlichen Wissenschaftsver-
ständnis - immer auch versucht ist, mittels Hypothesen eine mehr oder
weniger logische Welt aufzubauen, die immer nur vorläufige Ergebnisse ab-
zugeben vermag (Ahrens), um durch ihre Falsifizierung zu besseren Erklä-
rungen vorzudringen (Baumann).